

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	42 (1966-1967)
Heft:	4
Artikel:	Es geht auch billiger : eine Anregung, wie man mit Begeisterung und viel Arbeit zu einem Ferienhaus kommt
Autor:	Schuler, Karl
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1079597

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Es geht auch billiger

Eine Anregung, wie man mit Begeisterung und viel Arbeit zu einem Ferienhaus kommt.

Von Karl Schuler

Noch mein Urgroßvater war Bauer auf einem Bergheimetli in der Innerschweiz, das nicht alle seine Söhne zu ernähren vermochte. Meine beiden Kinder sind in der Großstadt geboren und deren Bürger. Und doch besteht auch ihr großes Vergnügen wieder darin, während der Ferienzeit abends mit dem Vater zusammen auf dem Stallbänklein zu sitzen und über den See hinweg auf die Berge zu blicken...

Zwar ist es nicht derselbe See, und es sind nicht die gleichen Berge, wie mein Vorfahre sie gesehen hat. Aber im Grunde genommen hat sich eigentlich recht wenig geändert. Gewiß: wir leben in der Stadt, und ich lege in meinem Berufe als Zugführer der Bundesbahnen monatlich mehr Kilometer zurück, als mein Urahne in seinem ganzen Leben.

In diesem Unternehmen, dessen Züge täglich während 24 Stunden und an 365 Tagen im Jahre rollen, sichert ein Turnus den regelmäßigen Wechsel beim Ferienbezug in nachstehender Reihenfolge: Januar, März, Juni, Februar, April, Juli, Oktober,

Dezember, August, November, September, Mai usw. – Da kann sich jeder Bedienstete an den Fingern abzählen, in welchen Jahren er zusammen mit seinen schulpflichtigen Kindern Sommerferien hat. 1966 war ich bei den glücklichen Juli-Menschen. Das nächste Mal wird man bereits 1978 schreiben: die Tochter, welche jetzt die erste Klasse besucht, wird dann zwanzig-, die heutige Fünftklässlerin vierundzwanzigjährig sein.

Es besteht also durchaus die Möglichkeit, daß ich in den nächsten Juli-Ferien mit Großkindern auf dem Stallbänklein sitzen werde ...

Nun, ein paar Jahre lang ließ es sich recht gut an, daß meine Frau für einige Wochen mit den Kindern bald zu meinen, bald zu ihren Eltern zog, welche beide auf dem Lande eigene Häuser besitzen. Aber die Zahl der verschiedenen «ferienberechtigten» Nachkommen wuchs ständig, und so konnte man es bald nicht mehr allen recht machen.

Ja, ein Ferienhaus sollte man haben, überlegten wir, vollständig eingerichtet und mit Vorräten versehen, damit es jederzeit ohne Plackerei bezogen werden könnte! Ich dachte an ein altes Häuschen im Tessin oder in Graubünden. Doch fand ich bald die Anfahrwege zu lang und trotz den ermäßigten Billetten auch zu teuer. Also: zurück in die Innerschweiz!

Heutzutage bauen oder erwerben viele Leute ein Ferienhaus. Stecken fünfzigtausend Franken in den Erwerb des Bodens und mindestens dreimal so viel in die Bauten. Oder kleine Leute verrechnen sich und müssen das Objekt in der schönsten Jahreszeit möglichst teuer zu vermieten suchen, weil sie etwa die Zinsen nicht aufbringen, wenn sie selber darin wohnen.

Lange Jahre mußte ich zwar als Militärpflichtersatz zwanzigtausend Franken als «Anwartschaft» versteuern, aber mein Vermögen blieb klein. Tönt es da nicht wie Angeberei, von einem Ferienhaus überhaupt zu reden?

«Dort kann man doch nicht wohnen!»

Zeitungsinserate habe ich in diesem Zusammenhang nie studiert. Aber wo sich Gelegenheit bot, brachte ich das Gespräch auf das unbewohnte Haus mit dem Blick auf einen See.

Wer sucht, der findet! – Eine Bekannte erinnerte sich, daß so etwas im Besitze ihres Vaters ist; sie

glaube aber nicht, daß man dort noch wohnen könne.

Ich ließ mir erläutern, wo das Traumhaus zu finden sei. Bei nächster Gelegenheit besuchte ich den Bauern, den ich von zwei Hochzeiten her kannte, an denen ich vor zehn Jahren als nebenamtlicher Photoreporter geamtet hatte. Der Mann machte ein recht ungläubiges Gesicht und erklärte ebenso spontan wie seine Tochter: «Aber dort kann man doch nicht wohnen!»

Ein Mitglied der großen Familie begleitete mich auf dem mir überaus stotzig und weit erscheinenden Weg zu dem in 640 Meter Höhe stehenden Gebäude. Ehe ich das mit einem Stall zusammengebaute Haus überhaupt betreten konnte, mußte ich vorerst einen gegen den nicht verschließbaren Eingang gestürzten Holderbaum wegräumen. Ich tappte durch die vier mit Spinngeweben dicht behangenen, schmutzigen Räume, beschaut das Hüttchen auch von außen und mußte mir eingestehen, daß es auch von dieser Seite keinen sehr gepflegten Eindruck hinterließ. Hingegen sagte ich mir, daß ich ja schließlich hinaus schauen wolle und demzufolge das Äußere keine so große Rolle spielt. Dann kostete ich noch das Trinkwasser, das aus einer nahen Quelle gurgelte.

Der Blick lag frei auf den Spiegel des Sees, auf zwei kleine Dörfer am Ufer, hinter denen steile Gebirgstürme aufragen.

Es war Liebe auf den ersten Blick.

Zuhause erzählte ich meiner Frau von der Entdeckung und schwärzte, daß man dort sehr wohl die Ferien verbringen könnte. Sie erhob keine Einwände.

Bei meinem nächsten Besuch maß ich alle Räume aus und ergänzte die Notizen mit Skizzen. Daraus ersah ich, daß Haus- und Stallteil ineinanderlappten. Da mir bekannt war, daß letzterer viermal jährlich für das Vieh des Eigentümers einige Wochen benutzt wird, konnte ich mir vorstellen, daß bei einem Kauf des Hauses recht komplizierte Besitzverhältnisse entstehen würden. So begab ich mich denn mit dem Vorsatz, die Mietbedingungen zu erkunden, zum Hofe des Bauern.

Es wäre direkt verwegen, da von «Verhandlungen» schreiben zu wollen. Sie fanden nämlich sozusagen gar nicht statt! Ich gab der versammelten Familie mein Interesse für eine langfristige Mietzeit kund. Niemand wollte nähere Bedingungen machen oder eine bestimmte Ziffer nennen. – So

rückte ich denn mit einem Angebot heraus, das mir angemessen erschien: Vorläufig zehnjährige Mietdauer, 300 Franken Jahreszins, die ersten fünf Betreffnisse, also 1500 Franken, im voraus. Bedingungen: Instandstellung der Kochgelegenheit und Bau eines Abortes. Angenommen!

Da ein Sohn der Familie ein Advokaturbüro im Hauptort betreibt, anerbot ich, den Vertrag das nächste Mal zu unterschreiben. Da stand der Vater auf, reichte mir die Hand und meinte bloß: «Was Vertrag? Du bist uns gut genug!» – Duzis waren wir noch von der Hochzeit her!

Erster Besuch

Meine gute, aber bisweilen zu Pessimismus neigende Frau zeigte keine große Begeisterung. Im Gegenteil: sie prophezeite mir nichts weniger als den sicheren finanziellen Ruin. Und ohne daß ich jemanden ausdrücklich um seine Meinung befragt hätte, trafen auch Kommentare aller möglichen weiteren Leute ein. Vom vorsichtigen Abraten bis zum heftigen Einfach-Dagegen-Sein, dem diplomatischen «nicht einmal eine so schlechte Idee» bis zum verdammenen «eine ganz bodenlose Dummheit» des Pfarrers, der uns vor sechzehn Jahren getraut hatte, war alles zu haben. Einzig der ledige Bruder meiner Gattin zeigte Beifall und steuerte spontan eine alte Wanduhr bei.

Ich hatte A gesagt und war bereit, das ganze Alphabet durchzubuchstabieren. Viele Tage standen im Zeichen des P = Putzen. Kessel um Kessel groben Dreckes flog in die Abfallgrube, ehe auch nur Wasser nötig wurde. Doch zuerst riß ich an die zweihundert Nägel aus den Wänden, welche meinen Vorgängern – einer Familie mit acht Kindern – wohl die Kleiderschränke ersetzt hatten.

Der Kochherd unter dem offenen Kamin war in einem Zustand, daß ich nicht wagte, Feuer darin anzufachen. Die großen Mengen des benötigten Schmierseifenwassers bereitete ich in einem Pfadfinderkessel im Freien.

Todmüde legte ich mich am dritten Abend erstmals im Schlafsack auf einer Luftmatratze in der hinteren Kammer nieder.

Ich erwachte, als mir gegen elf Uhr jemand ins Gesicht leuchtete. Die beiden Söhne meines Hausmeisters standen vor mir und meldeten die Ankunft des neuen Holzherdes. In der Küche warteten noch drei Männer, die ich nicht kannte. Zwei davon stell-

ten sich als Eisenbahner-Kollegen aus Basel vor, die hier in ihrer ursprünglichen Heimat Ferientage verbrachten, und sich an diesem Schwertransport beteiligt hatten: der Kochherd wog doch seine 140 Kilo, und der steile, nicht befahrbare Weg vom Dorf zum Haus beansprucht auch ohne Last drei Viertelstunden Gehzeit.

Als einziges Inventar war in der Wohnung ein Tisch und ein wackliger Stuhl vorhanden. Während die Männer nebenan das Stallbänklein und zwei Melkstühle holten, tischte ich das wenige auf, das ich im Moment besaß: Brot, ein großes Stück Käse, drei Würste und zwei Doppelliter Chianti, den ich selber in Chiasso über die Grenze getragen hatte. Gläser fanden sich, jeder hatte ein Sackmesser, und so fehlte eigentlich gar nichts zu einem stimmungsvollen, mitternächtlichen Mahl bei Petrolbeleuchtung – denn in meiner Einsiedelei gibt es keinen elektrischen Strom, obwohl ganz in der Nähe eine Hochspannungsleitung vorbeiführt.

Es mag zwei Uhr gewesen sein, als die Nikodemiten sich verabschiedeten und jauchzend durch den Wald abstiegen. Ich aber wußte, daß mein Start in der neuen Umgebung geglückt war, und ich stets auf treue Helfer zählen durfte, die ich ja noch so dringend benötigen würde.

Franko Schiffstation

Jahrelang hatte ich in meiner Freizeit Filme entwickelt, kopiert und vergrößert, Hochzeitsreportagen gemacht und Kinder geknipst – und dabei ein paar Tausend Franken verdient. (Ich darf das auch öffentlich zugeben, denn ich habe sie ehrlich versteuert.) Nun genoß ich es, sie wieder auszugeben.

Die Miete für die ersten fünf Jahre ist bezahlt. Jetzt geht es ans Einkaufen! – Dem Nachbarn ist eine komplette Couch feil – 50 Franken. Ein Kollege möchte ein neues Schlafzimmer anschaffen. 200 Franken für das alte! Abgemacht. Im «Eisenbahner» offeriert eine Firma Kajütenbetten mit Matratzen für 300 Franken. Schicken! Geschirr und Besteck für acht Personen kommt im Ausverkauf auf 106.80 Franken zu stehen. Türschloß, Wolldecken, Petrollampen, Werkzeuge, Vorhänge, Schlafsäcke und Kaffeemühle ergänzen die Liste.

Dann treffen Geschenke und Leihgaben von Bekannten und Verwandten in unserem Keller ein: Zuber und Betten, Pfannen und Mostservice, Stühle, Keilkissen, Kerzenständer, ein Abwaschtrog, ausge-

stopfte Vögel und selbst eine Eckbank; im Brockenhaus der Heilsarmee finde ich für 15 Franken einen riesengroßen Tisch.

Als alles beisammen ist, addiere ich die peinlich genau geführte Buchhaltung über die Anschaffungen für das bereits zum «Landsitz» avancierte Alphüttli und komme auf ein Total von 1564 Franken und 65 Rappen. Spätere Ergänzungen, für nun neun Betten und Geschirr für 12 Personen, erhöhen die verausgabte Summe auf 2028.90 Franken. – Als vorsichtiger Hausvater erweiterte ich natürlich meine Mobiliarversicherung gegen Feuer und Einbruch um den Betrag von 3000 Franken, was eine Mehrprämie von nicht einmal zehn Franken ausmachte.

In vereinzelten Gängen buckette ich seltsame Lasten auf den Berg: Der neue Herd benötigte zwei Ofenrohre. Ich stellte sie in den Rucksack, füllte Tassen und Gläser bruchsicher in diese ein und bewunderte mich zum Schluß selber, daß ich etwas, das aussah wie ein Geschütz mit Zwillingsrohren – und das fast ebensoviel wog! – überhaupt zu schleppen vermochte.

Mit motorisierten Kollegen hatte ich auf die Zeit meiner bevorstehenden Ferien feste Zügeltermine vereinbart. Da erreichte mich über den Radio die Hiobsbotschaft: ein großer Felssturz hatte die einzige Zufahrtsstraße zum Dorf in den See gerissen! So fuhrwerkte ich eben den ganzen Plunder zum Güterbahnhof und spedierte das Zeug als Frachtgut. Als ich dann am Ort meiner zukünftigen Erholungsstätte eintraf, fand ich die ganze Wartehalle der Schiffstation bis unters Dach angefüllt – wie vordem meinen Keller.

Mit einem von den Schiffsleuten entlehnten Rollkarren beförderte ich alles zum Bach, von wo der kürzeste Weg zu meinem Juhee abzweigt. Wie ein Clochard richtete ich unter einem Brückenbogen im Tobel das Basislager ein, das ich dann wiederum in täglich drei mühseligen Anstiegen zu vermindern trachtete.

Manchmal überlegte ich, ob der Dorfwirt mit seinem Ausspruch: «Der Schuler wäre ein rechter Mann – nur schade, daß er nicht ganz normal ist!» nicht doch der Wahrheit nahegekommen sei. Und dabei habe ich nur einen Drittelpfund selber transportiert: kein Angehöriger meines Vermieters, kein Waldarbeiter kam vorbei, ohne daß er sich nicht beladen hätte. Und zwar stets mit den schwersten und unhandlichsten Stücken!

Vom Saulus zum Paulus

Innert einer Woche hatte ich alles recht wohnlich eingerichtet. Ich fuhr in die Stadt zurück und holte meine vierjährige Tochter. Während die Kleine im Freien zufrieden spielte, sägte und spaltete ich Brennholz, strich die Fensterumrandungen weiß, damit das Haus auch von außen ordentlicher aussah. Ich kochte nach dem Willen des Kindes, meistens Pudding, Mais mit Rosinen und dazu Apfelmus.

Natürlich ließ Brigitte mich nicht vergessen, daß am Samstag das Mueti und Ursula, das ältere Schwesternchen, mit dem Halbvieruhrschiff einträfen.

Die erste Inspektion brachte außer einer Anerkennung für die schöne Aussicht keine großen Pluspunkte. Freilich – alles sah auch nicht erhebend aus. Zwar hatte ich das Hüttchen tiptop herausgeputzt und das beste daraus gemacht. Aber die Umgebung, der Notabot am Waldrand, der rinnende Brunnen-trog und das holprige Steinpflaster rundherum – ich begriff.

Ein Sommer kam, wie ich ihn mir nur wünschen konnte. Während ich der Arbeit nachgehen mußte, verbrachte meine Familie bei schönstem Wetter vier erholsame Wochen in der luftigen Höhe. Und zu einem Augenschein und kritischer Begutachtung traf alles ein, was in irgendwelcher Beziehung zu uns steht. Der zitierte Pfarrer war auch dabei. – Und kurz nach diesem Besuch beging er die gleiche Dummheit wie ich: er erwarb auf einem anderen Berg ein Hüttli!

Von meiner Frau aber erhielt ich, wieder zu Hause in der Stadt, einen ganz kurzen Brief: «Du hattest eine prachtvolle Idee – es ist wunderbar!»

Hilf dir selbst

Bereits zwei Sommer später waren sozusagen alle Schönheitsfehler ausgemerzt. Jetzt plätschert das Wasser in einen neuen Brunnen, und das gewisse Örtchen ist nun in bezug auf Hygiene den meisten entsprechenden Anlagen in den Bauernhäusern der Gemeinde voraus. Sogar ein Planschbecken steht unterhalb des Hauses auf der topfebenen Betonplatte. Und trotzdem habe ich keine zweihundert Franken eigenes Geld in das von mir ja schließlich nur gemietete Objekt gesteckt.

Die im voraus entrichtete Miete gab meinem Bauern den Anstoß, den Stallteil gründlich umzubauen. Und weil alles so stark ineinander geschach-

Wem gehört diese Spur?

telt ist und man ohnehin eine Seilbahn für den Transport des Baumaterials errichten mußte, profitierten wir mit. Es wurde da nicht einfach so herumgebastelt; schließlich haben sich die regsamsten Männer nicht umsonst in der Genossenschaft für landwirtschaftliches Bauen zusammengeschlossen. In Kursen der Heimatwerkschule «Mülene» Richterswil sind sie als tüchtige Handwerker angelernt worden, die zusammen imstande sind, eine Scheune neu- oder umzubauen. Die Detailpläne dazu arbeitet die Heimatwerkschule aus. Das nenne ich wirkliche Bergbauernhilfe!

Man kann nun geteilter Meinung sein, ob man in einem zwischen 435 und 800 Meter über Meer gelegenen Gebiet von «Bergbauern» reden darf. Aber wenn die Wiesen und Weiden gleich am Seeufer derart steil werden, dass weder Motormäher, noch Roß und Wagen zu gebrauchen sind, ist dieser Ausdruck doch wohl am Platz.

Die Lehrerin fragte meine Älteste, welches ihr schönstes Ferienerlebnis gewesen sei? «Wir haben die Milch von einer Kuh getrunken, die wir kannten. Sie wohnte gleich unter meinem Zimmer und hieß Irene.»

Die Beziehung zur Tierwelt ist enger geworden. Wir sahen einen Dachs gemütlich seines Weges ziehen, genoßen die Kapriolen eines übermüti gen Wiesels, erschraken über das abendliche «houu, houu» eines Rehbockes, und konnten polternder Siebenschläfer wegen nicht schlafen. Von Fledermäusen wäre zu erzählen und von seltsamen Käfern. Unangenehmes erfuhren wir zum ersten Mal bei einer Ameiseninvasion im Küchenkasten; dann kam im Herbst der Überfall der Mäuse und während des Umbaus die Entdeckung eines Schlangennestes unter dem Stubenboden.

Von gemütlichen Abenden mit Gästen aus dem Dorf, die das Fondue kennenlernten, wäre zu reden, vom Ständchen der sechzehnköpfigen Dorfmusik zu berichten, die sich ohne äußersten Anlaß, einfach so zu unserem und ihrem Vergnügen eines Abends einfand – und lange blieb!

Und wie erholsam sind die Tage, die ich mutterseelenallein – auch mitten im sonnenscheinlosen Winter – hier verbringe. Sie lachen über den seltsamen Kauz in der alten Hütte im Schattenloch?

Dann sind Sie eben noch nie auf dem Stallbänkli gesessen, und haben nicht über den See hinweg in die Berge geblickt.

Von Willy Gamper

Bei jedem Schritt bricht mit leisem Knacken die dünne Harschdecke ein. Wie eine Zuckerglasur liegt sie über grobkörnigem Schnee. In Gedanken versunken blicke ich auf meine Schuhspitzen; das Brechen der kristallinen Schollen fasziniert mich. Fast empfinde ich es als Störung, dass mein Fuss plötzlich mit etwas weniger Widerstand einsinkt und eine vorher unsichtbare Höhlung freilegt. Eigentlich ist es ein Tunnel. Er liegt dicht unter der Eisdecke. Stellenweise kann man seinen Verlauf sogar durch die Schneeoberfläche hindurch erkennen. Der Querschnitt des Ganges ist kaum grösser als etwa ein Fünffrankensteinstück.

Da und dort breche ich mit dem Finger die Röhre auf – mich wundert, wohin sie führt. In gemässigtem Zickzack läuft sie zunächst über die Wiese hin. Dort, wo sie schliesslich endet, ist in der Erde ein Loch. Also zurück und in der andern Richtung weitergesucht. Es ist nicht zu erkennen, dass der Gang ziemlich zielgerichtet auf ein nahes Gebüsch zustrebt. Wo Zweige den Boden abschirmen, ist die Schneedecke weniger mächtig. Dort öffnet sich der Gang zum Kanal. Und noch etwas näher dem Wurzelstock finde ich endlich die Fährte des kleinen Tunnelbauers. Winzige Pfotenabdrücke stehen paarweise nebeneinander, dazwischen jedesmal der Abdruck eines kurzen Schwanzchens. Da muss eine Maus ihren Geschäften nachgegangen sein. Ob es allerdings eine Feldmaus oder eine andere Vertreterin der artenreichen Familie war, lässt sich aus der Spur nicht ablesen. Wie dem auch sei – geschickt hat sie es gemacht, mit ihrer unterirdischen Tunnelstrasse, die vor Kälte und vor Feinden schützt!